

**Zeitschrift:** Schweizer Spiegel

**Herausgeber:** Guggenbühl und Huber

**Band:** 39 (1963-1964)

**Heft:** 4

**Artikel:** Das Merkwürdige Heimweh nach der Ganzheit : wir fühlen, was uns fehlt, und tun doch alles, um es nicht zu bekommen

**Autor:** Hirzel, Beat

**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-1073747>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 15.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Das merkwürdige Heimweh nach der Ganzheit

Wir fühlen, was uns fehlt, und tun doch alles, um es nicht zu bekommen

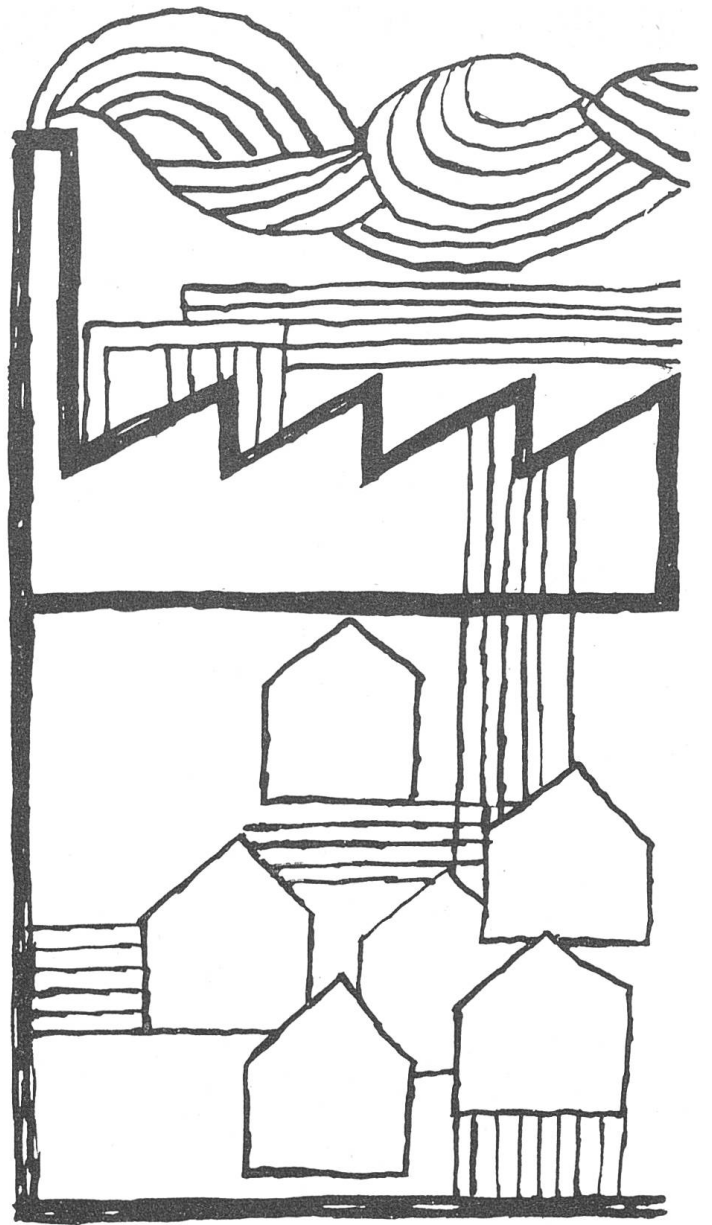
Von Beat Hirzel

Mein Freund und ich waren mit unseren Familien an diesem kalten, strahlenden Wintermorgen aus der Stadt herausgefahren, hinaus in die Landschaft, in die gute Luft, hinaus aus den Betonmauern. Aber wir waren auch da wahrhaftig nicht allein. Ein riesiger Menschenstrom zog sich über die nahen Höhen der Stadt und suchte hier Erholung.

Die Kinder sprangen voraus, die Frauen unterhielten sich über Strickmuster, und mein Freund und ich sprachen über das, was uns die ganze Woche beschäftigt hatte.

Bald kamen wir zu einem Bauernhof. Aus dem Stall hörte man das Hantieren mit Kesseln. Mein Kleiner wollte nachsehen, was da vor sich ging. Er drang in den Stall ein, kam aber alsbald wieder heraus, verwarf die Hände und rief: «Chumm, chumm, Muu, Milch!»

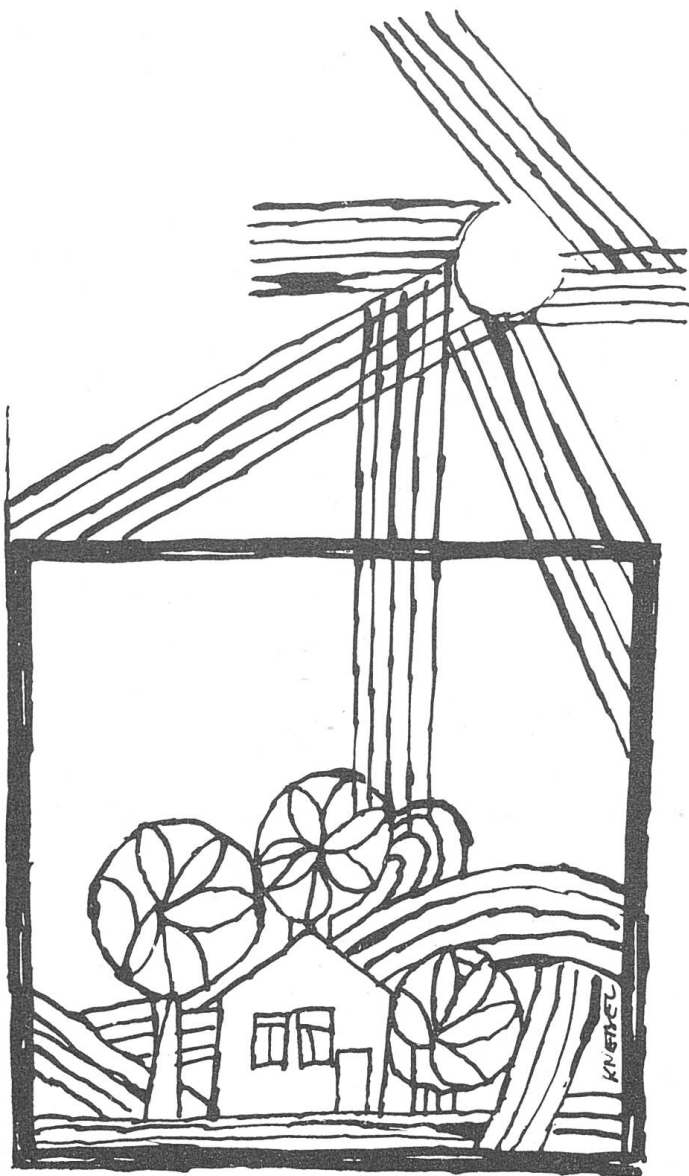
Der Bauer war eben daran, die Kühe zu melken. Zischend schoß der Milchstrahl aus dem Euter ins Gefäß. Mein Bub blieb wie vor einem Weltwunder stehen. Er wollte die Kuh berühren. Und dann gab sie tatsächlich jenes «Muu» von sich, das ich ihm



bei Betrachten des Bilderbuches schon oft zu Hause vorgemuht hatte. Das, was in jenem altmodischen Bilderbuch dargestellt war, hatte also tatsächlich etwas mit der Wirklichkeit zu tun! Es gab wirklich jene großen gehörnten Tiere, die Heu fraßen und Milch gaben und muhten. Noch tagelang erzählte mein Sohn davon. Und jedesmal, wenn wir den Milchbeutel aus dem Eiskasten nahmen, machte er ein freudiges «Muu» und seine Augen glänzten.

\*

Nach dem Spaziergang kehrten wir in eine Wirtschaft ein. Mein Freund wurde nachdenklich. «Ist nicht ein enormer Gegensatz», meinte er, «zwischen dem, was wir wollen, und dem, was wir haben? Und was wollen wir denn eigentlich? Und wer ist ‚wir‘? Und wer kann aus dem Wollen etwas Wirkliches auf die Beine stellen? Wer könnte das Leben so machen, wie es sein sollte? Und wie sollte es sein? Wer kann da eingreifen, grundsätzlich, dort, wo es etwas nützt, wo etwas geändert werden muß, und zwar so geändert, daß es nachher das ist, was wir wollen und



nicht immer wieder das, was wir nicht wollen. Das läßt mich einfach nicht in Ruhe! Man kann wohl darüber reden, aber vielleicht nützt das Reden eben gar nichts. Komm, trinken wir noch einen Schluck, arbeiten wir und seien wir dankbar für das, was wir haben.»

Das, was meinem Freund da aufgegangen ist, geht wohl vielen Menschen täglich auf. Aber es bleibt beim Ärger und bei der Feststellung.

Es stimmt in unserem Leben vieles nicht. Unser Treiben ist zwar unendlich anregend und aufreibend, aber es fehlt uns trotzdem etwas Wichtiges: die Ganzheit, der Zusammenhang. In unserem Denken, Fühlen und Arbeiten belegen wir gleichsam nur noch ein kleines Stück von dem großen Kuchen, der das Leben ausmacht. Wir fahren auf einem Geleise irgend wohin und blicken weder links noch rechts. Wir haben keine Zeit dazu. Wir müssen weiter. Wohin?

Als ich mich nach der Maturität um eine Stelle bewarb, mußte ich mich im Auftrag des in Frage stehenden Unternehmers bei einem Psychologen testen lassen. Der Mann ließ mich einen Aufsatz schrei-

ben über ein Photo, die einen Geige spielenden Knaben zeigte. Dann stellte er mir allerhand merkwürdige Fragen: «Wieviele Autounfälle haben Sie schon gehabt? Wurden Sie bestraft? Was für einen Beruf hat Ihre Freundin? Wann wollen Sie heiraten? Haben Sie ein Lebensziel?» Und so weiter. Schließlich brachte er einen großen Sack und leerte dessen Inhalt vor mich auf den Tisch. Es waren Klötze und Stecken und Hausdächer, Spielsachen. «Jetzt bauen Sie mir ein Dorf, kein bestimmtes Dorf, sondern ein Idealdorf, wie Sie es sich vorstellen!»

Ich nahm die Klötze und Stecklein und baute und baute. Es ist gar nicht so einfach, ein Dorf zu bauen. Was braucht es da alles dazu? Wovon leben die Menschen, was machen die Menschen, wo wohnen die Menschen? All das überlegte ich mir, und nach etwa einer halben Stunde war das Dorf fertig.

Der Psychologe nahm einen Photoapparat und knipste das Ganze. Dann setzte er sich mit einem Block Papier zu mir und bat mich, ich solle ihm das Dorf erklären.

«Hier ist die Industrie mit dem Bahnhof, hier die Kirche, hier das Wohnquartier. Hier sind die Läden und hier die Schule», setzte ich ihm auseinander.

Er wollte wissen, in welchem Hause ich wohne. Ich zeigte es ihm.

Dann legte er seine Stirne in Falten und meinte: «Ja, und was haben Sie vergessen?»

Ich kam nicht darauf, was er damit sagen wollte.

«Sie haben die Verwaltung, das Gemeindehaus haben Sie vergessen.»

Nun, das war allerdings ein schwerwiegender Fehler, aber für diese Stelle war es vielleicht nicht das Wichtigste, daß ich an die Verwaltung dachte. Auf alle Fälle erhielt ich die Stelle.

Auf dem Heimweg überlegte ich mir, daß es wohl für mich als Sohn der Stadt besonders schwierig sei, ein regelrechtes Dorf zu bauen, und vielleicht nicht nur für mich, vielleicht ginge es vielen Menschen so. Nicht nur unsere Kinder, sondern auch wir merken die Distanz, die uns von all dem Gewachsenen trennt, welches das Dorf noch verkörpert. Wir sitzen in wohlkonstruierten Wohnblöcken und lesen in einer Art merkwürdigen Heimwehs Werke von Jeremias Gotthelf. Wir zünden ein Cheminéefeuer an, blicken in die Flamme und hoffen, daß eines Tages doch noch ein Wunder passiert und wir eine Wohnung oder ein Häuschen «auf dem Land» finden. Räume, in denen man Platz hat für eine rechte «Gastig», für

Freunde, vielleicht sogar zum Übernachten. Ein Garten mit Blumen, saubere Luft und Ruhe.

\*

Ein junger, erfolgreicher Elektroingenieur hatte nach dem Krieg zusammen mit seinem Bruder eine gute kleine «Bude» auf die Beine gestellt. Seine Frau führte die Buchhaltung. Von Lizenzfabrikaten wechselte man behutsam auf einige Eigenentwicklungen. Die Produkte waren gut und fanden steigenden Absatz. Vielen Konkurrenten aber war die kleine Fabrik ein Dorn im Auge, und so setzten sie alle Hebel in Bewegung, um diesem verfluchten Eindringling das Werk zu legen, den Schnauf ausgehen zu lassen. Sie mobilisierten ihren Verband und erwirkten bei diesem ein Verbot zur Belieferung der Firma mit wichtigen Bestandteilen. Der Kampf zog sich jahrelang hin. Es mußten mühsame Auswege gesucht werden, damit die Fabrikation aufrecht erhalten werden konnte. Schließlich kam es zu einem langen und teuren Prozeß, in dem der Elektroingenieur endlich sein Recht bekam. Er wurde in den Verband aufgenommen, er wurde beliefert, und endlich hatte er sein Geschäft dort, wo er es haben wollte. Aber er war dabei ganz gründlich auf den Hund gekommen, und er hatte in dieser Auseinandersetzung eine Animosität gegen den Staat und gegen die Verbände entwickelt, die er heute noch nicht abgelegt hat.

Ähnlich ging es einem jungen Architekten, der sich nach seinem Studium auf den besten europäischen und amerikanischen Architekturbüros ein hervorragendes technisches und geistiges Rüstzeug als Fachmann geholt hatte. Er kaufte vor drei Jahren in einer etwas abgelegenen Gegend mit ein paar Freunden ein großes Stück Land. Aber er war alles andere als ein Spekulant, er war ein unverbesserlicher Idealist. Er wollte preiswerte kleinere Einfamilienhäuser für den Mittelstand bauen, etwas, das seines Erachtens in unserer Baukonjunktur zu kurz kam.

Nach Rücksprache mit der zuständigen Baukommission plante er auf diesem Land eine große Siedlung von vierzig zum Teil zusammengebauten Sechszimmer-Häusern. Die Konzeption bestach durch die große, einfache Linie. In jedem Haus war übergenug Platz für eine vier- bis sechsköpfige Familie. Und die Kosten je Objekt sollten nicht mehr als etwa 150 000 Franken betragen. Bekannte und Freunde meldeten sich als Interessenten. Mittelschullehrer, Assistenzärzte, Künstler, Anwälte, junge Kaufleute wollten

unbedingt in diese Siedlung ziehen.

Aber es kam nicht dazu. Die Gemeinde lehnte das Projekt ab mit der Begründung, eine Ausnahmebewilligung für zusammengebaute Flachdachhäuser könne unmöglich gewährt werden. Der Architekt machte einen Rekurs, aber er kam auch damit nicht durch. Schließlich gab er sich geschlagen, stellte sich um und plante auf dem Grundstück größere, freistehende Villen.

Inzwischen aber sind die Baukosten um gut dreißig Prozent gestiegen, und auch der Wert des Bodens hat sich auf das Dreifache erhöht. Die neuen Villen kommen auf über 300 000 Franken! Die früheren Interessenten haben sich zurückgezogen, einige wenige andere sind da, aber es steht heute in Frage, ob überhaupt auf diesem Land in absehbarer Zeit etwas Brauchbares gebaut werden kann.

Der Boden steht leer, und das Gras wächst.

Vor einigen Wochen traf ich den Architekten und fragte ihn nach dem Stand der Dinge. Er habe genug davon, sagte er. Er sei jetzt in ein großes Büro eingetreten und baue für eine Immobiliengesellschaft. Das sei viel einfacher. «Die haben ihre Anwälte. Sie bauen nur dort, wo man todsicher bauen kann. Sie haben eine riesige Landreserve, und ich habe meinen festen Lohn. Die Sorgen sind mir so abgenommen, und doch – ich weiß nicht, ob es richtig ist, was ich da tue. Ich habe anderes im Sinn gehabt. Es ist schade, daß man oft einfach nicht das tun kann, was man tun sollte. Man sieht wohl vielerorts ein, daß es so nicht weiter geht, aber man sieht die Konsequenzen nicht. Vielleicht kommt eines Tages der ‚Ruß‘ oder der ‚Chines‘ und macht Ordnung. Ich kann nichts dafür.» Daß gerade jene Ordnung das Individuum vollständig ausschließt, hat er sich bei dieser gehässigen Äußerung nicht überlegt.

Leider hatte auch hier eine ursprünglich echte Begeisterung für das Menschenwürdige in einen Haß gegen eben die Ordnung umgeschlagen, welche gerade die Verwirklichung der Freiheit zum Ziele hat.

\*

Dieser Fatalismus und die heftige Auflehnung gegen das Überlieferte sind leider heute auch bei uns sehr verbreitet. Und es sind manchmal sicher nicht die schlechtesten Menschen, die so reden. Im Gegenteil, es sind oft jene, die etwas durchaus Richtiges anstrebten. Aber sie stießen auf Widerstände, deren Überwindung für einen einzelnen Menschen und viel-

leicht sogar für eine Gruppe Gleichgesinnter unüberwindbar sind. Und das hat Konsequenzen.

Ein junger Journalist, der in seinen Anfängen von allen Kollegen geachtet wurde wegen seines unerschrockenen Eintretens für alles Weitblickende und Gerechte, wurde von seiner Partei, zu der er eigentlich nach seiner Überzeugung und seinem Herkommen stehen wollte, und von der zugehörigen Tageszeitung nach einigen Jahren kaltgestellt, weil er immer wieder Sachen sagte, die man nach der Überzeugung der zuständigen Herren nicht laut sagen durfte.

So ging er schließlich zur Opposition über, trat in die geistig gerade entgegengerichtete Partei ein, wurde dort Kantonsrat und beschmutzt heute sein eigenes Nest nur darum, weil man es nicht zugelassen hat, daß er in seinem eigenen Nest glücklich sein kann.

Es ist erstaunlich, wieviele wertvolle Kräfte auf diese Art kaputt gemacht werden, und manchmal fragt man sich, ob wir uns den Verschleiß wirklich leisten können. Das Nachwuchsproblem hat wohl nicht zuletzt auch hier seine Wurzeln. Es fehlt in unserem Volke sicher nicht an qualifizierten und gescheiten Leuten, aber Qualifizierte und Gescheite sind eben oft unbequem. Und gute und tiefe Einsichten sind leider manchmal nicht so leicht verständlich.

\*

Diese Schicksale sind keine Ausnahmen. Alle diese Menschen wollten etwas Eigenes. Sie versuchten, auf eigenen Beinen zu stehen, eigene Gedanken zu denken und diese zu verwirklichen. Aber es hat dem guten Nachbarn nicht gefallen. Sie wollten nicht den Weg des geringsten Widerstandes gehen, aber sie wurden auf diesen Weg dennoch gezwungen. Sie wurden, wie so viele, zu einem Rädchen in einem großen Ganzen. «Das sollte man an der Expo zeigen: unsere Phantasielosigkeit und Verknöcherung», sagte mir dieser Tage ein Buchdrucker.

Ich halte diese Einstellung nicht gerade für richtig, aber ich verstehe sie zum Teil. Gehört es denn in unserem Lande nicht zur solidesten Überlieferung, auch ungewöhnliche Ziele zu haben, und haben nicht gerade in der Schweiz immer wieder Leute Wege gewiesen, die in geistig ungewohnte Gegenden führten?

\*

Man kann für diese Entwicklung nicht nur einen einzelnen oder eine einzelne Gruppe verantwortlich machen. Nicht die Industriellen, aber auch nicht die Fremdarbeiter, nicht die Angestellten, die mehr Lohn verlangen, und nicht das Ausland, das uns die Rohstoffe zu höheren Preisen liefert, nicht der Bauunternehmer und nicht die Immobilienhändler, nicht der Nationalrat und nicht der Bundesrat sind schuld daran. Alle sind gleich unschuldig oder alle gleich schuldig. Oder auch: nicht sie, sondern wir, jeder Bürger und jede Bürgerin, die eigentlich genau spüren, daß wir auf einer Seifenblase sitzen und nur darauf warten, bis diese platzt.

Dieses unangenehme Gefühl des Ungenügens, des Wissens um das, was wir tun sollten, ruft vielfältigen Reaktionen. Man will vergessen, man will sich freuen an dem, was Freude bereitet. Man flüchtet, man zieht aus, im geistigen und körperlichen Sinn. Man zieht aus aus der Gemeinschaft des Wohnens und baut sich ein Häuslein in der Einsamkeit. Man zieht aber auch aus aus der Verantwortung für die Gemeinschaft, für die Mitmenschen, für die Heimat. Man hat so die Möglichkeit, das Bedrängende zu vergessen, mit dem man sich eigentlich auseinandersetzen müßte.

Man könnte darob resignieren, wenn nicht in Zeiten der Bedrängnis und der Bedrohung sich in unserem Volke immer wieder etwas regen würde, das uns das Vertrauen zurückgibt: Der Durchbruch eines starken Gefühls, daß jetzt und gerade jetzt etwas getan werden müsse, daß man der Aufgabe, die sich stellt, nicht ausweichen darf. Wir haben es beim Niederwerfen des Aufstandes in Ungarn, beim Start des ersten Sputnik, bei der Errichtung der Berliner Mauer gespürt: die Schweizer sind noch da, und sie lassen es nicht zu, daß menschlicher Hybris der letzte Sieg zufällt.

Was aber, wenn diese äußere Bedrohung dahinfällt? Wenn der Gegner sich nicht zu offenkundigen Aktionen herbeiläßt? Haben wir auch dann die Kraft, das zu tun, was wir wollen?

\*

Und was wollen wir eigentlich?

In unserer Stadt wogte in den letzten Monaten ein heftiger Kampf um einige alte Riegelhäuser, die für eine Verkehrssanierung abgebrochen werden sollten. In allen Tageszeitungen erschienen Artikel zum Schutze dieses kleinen Quartiers. Ein namhafter in-



ternationaler Architekturkritiker schrieb: «Der Antrieb zum Abbruch beruht durchaus nicht immer auf spekulativer Basis, immer aber auf der Stumpfheit, Bauten zu erkennen, soweit sie atmosphärischen oder künstlerischen Wert besitzen.» Und in der selben Ausgabe dieser Zeitung standen Berichte zu lesen über eine ganze Reihe abzubrechender Häuser, die durch wunderschöne, mit Metall verkleidete Glaspaläste ersetzt werden sollten.

Es ist erstaunlich, daß in unserem Zeitalter, in welchem von C. G. Jung die Seele neu entdeckt worden ist, gerade auf diese Bereiche, die unsere Seele eben auch braucht, so wenig Rücksicht genommen wird. Eine Stadt besteht nicht nur aus einzelnen schönen oder weniger schönen Häusern, sondern sie ist ein Ganzes. Das Ganze hat ein organisches Leben und einen Zusammenhang. Das Ganze ist aus verschiedenen Epochen gewachsen, und diese Epochen haben auch in den Bauten ihre Zeugen hinterlassen.

Deshalb sind oft moderne Städte, die nach einem einzigen Plan gebaut wurden, so langweilig. Sie haben keine Seele, sie haben keine Vergangenheit, sie haben kein Leben. Auch das Haus, in dem zufällig kein Dichter und kein berühmter Politiker geboren worden ist, gehört zum Bild. Aber wenn sich heute nicht ein Professor der Kunstwissenschaft oder der Heimatschutz mit allen Mitteln für die Erhaltung wehrt, so wird es eben abgebrochen. Und deshalb kommt es wohl soweit, daß wir mit der Zeit in einem Museum leben.

Wir haben noch einige alte Häuser, welche die öffentliche Hand oder eine sich kulturell noch bewußte Institution angekauft haben, aber wir leben nicht mehr mit diesen Gebäuden, nicht mehr in diesen Gebäuden und brechen so den Faden ab. Wir bestaunen im Landesmuseum ein Zimmer aus einem Haus des 17. Jahrhunderts, wir blättern in schönen Büchern über die Kunst des Biedermeiers und versuchen, vor uns eine Epoche wieder auferstehen zu lassen. Aber es gelingt uns einfach nicht mehr. Wir sind zu weit weg davon. Wir können nichts dagegen tun. Wirklich nicht?

\*

Was macht denn unser Leben als Menschen und als Schweizer lebenswert?

Ich glaube, wenn ein Mensch am Ende seines Lebens auf dieses zurückblickt, so wird er nicht etwa 400 000 Telephone und die ebenso vielen Briefe, die

er in den vierzig Jahren seiner Tätigkeit «herausgelassen» hat, zusammenrechnen und als seine große Freude und Leistung ansehen. Am Schluß bleibt nur noch das, was ihn mit seiner Familie, mit seinen Freunden und mit seiner Heimat verbindet. Und all das ist in stillen Zeiten, in der Freizeit, in der Ruhe gewachsen. Und deshalb wollen wir möglichst viel Freizeit. Wir arbeiten also wie die Verrückten, wir kaufen ein Haus auf dem Land, wir bauen große Straßen, damit wir möglichst rasch nach Hause und zu unseren Bekannten fahren können.

Wir wollen etwas vereinen, das sich nicht vereinen läßt: eine große äußere und eine große innere Leistung – und wir verlieren dabei die Grundvoraussetzung für jedes Wachsen: die Muße.

\*

Ein alter Bauer, der in seinem Leben schwer geprüft worden war, sagte mir einmal: «Ich komme nicht mehr nach. Freilich kann ich all das, was heute passiert, noch verstehen. Aber es scheint mir, daß die Leute einfach falsch denken.» Was denn falsches Denken sei, fragte ich ihn. Und dann meinte er nachdenklich: «Ich glaube, wir denken nicht mehr schöpferisch. Wir denken nicht mehr im Sinne des Schöpfers. Das, was richtiges Denken ist, das lernt man eben vielleicht wirklich nur beim Lesen in seinem Neuen Testament.»

Ich glaube, der Mann hat hier mit unbeholfenen Worten das ausgedrückt, was auch uns täglich beschäftigen müßte. Wir leben wirklich so, wie wenn es für uns nur darum gehen würde, in kurzer Zeit möglichst viel herauszuschinden. Tüchtigkeit ist sicher eine unserer besten Eigenschaften, aber Tüchtigkeit, die zum Selbstzweck geworden ist, entbehrt des Zusammenhangs, entbehrt der Beziehung zu dem, der dem Ganzen den Sinn gibt, zu Gott. Sinnloses Leben ist unfruchtbar und läuft sich zu Tode, sinnreiches Leben gibt uns den Blick für das Ganze, das wir im Grunde suchen.